

Mit Mundart ins nächste Millennium?

I.

Mundart dient, wie der Name schon sagt, der mündlichen Verständigung. Sie ist über viele Jahrhunderte gewachsen, von Landstrich, Menschenschlag und den alltäglichen Geschichten handfester Gegenstände tief und eigentümlich geprägt. Der zufällig Hineingeborene kann in ihr zeitlebens ein warmes, vertrautes Nest finden; den Außenstehenden läßt dieses wurzelkräftige Gewächs den Kopf schütteln, und nur allzu oft abwenden,- manchmal verärgert, manchmal neidisch. Zwar sind Verbreitung, Tragweite und allgemeine Verständlichkeit des Dialekts arg eingeschränkt, doch dafür erschließen sich einem in und mit der Dialektpoesie die ganz eigene Welt einfachen Lebens und eine erstaunlich gestreute Leserschaft, vom dialektfernen Germanistikprofessor bis zur letzten unverbildeten, buchfernen Dumpfbacke.

Wird die Mundart geschrieben, schwarz auf weiß aufs Blatt und vom Papier wieder lauthals zurück auf Zunge und Geist buchstabiert, dann erscheint sie für Auge, Mund und Ohr wie verwandelt, wirkt seltsam verfremdet. Von daher haftet ihrer Schriftlichkeit immer schon ein Anstrich des Künstlichen, Verqueren und Komischen an. Gerade darin liegt aber auch ein unschätzbar fruchtbares Mittel der Bewahrung, des Sprachspiels, der genau zugeschnittenen Wirkung, der ganz langsam aufgehenden Lesart. Doch erst auf der Zunge und für das Ohr kommen mundartliche Gedichte erst richtig zur Blüte. Wenn wir sie hören, werden uns die Augen geöffnet. Der Groschen fällt, ein Aha durchleuchtet unseren Sinn. Schwarz auf weiß, auf geduldigem Papier, gibt uns die Mundart so vor allen Dingen: zu denken.

Aufs-Maul-Schauen, das Aufschnappen und Ablauschen mundartlicher Wendungen, das Retten ursprünglicher Haltungen und Ausdrucksformen, sind wichtig, doch die platte Wiedergabe bloßer Alltagsrede kann auf die Dauer nicht genügen. Sprachliche Durchdringung, formale Gestaltung und gedankliche Hintergründigkeit sollten hinzutreten. Auch die noch so authentisch anmutende Äußerung muß ja erst erschrieben, das heißt: hergestellt werden.

Wenn man sich bei mundartlichen Texten prustend auf die Schenkel patscht, gut. Will Mundartlyrik aber als Literatur, das heißt als Buchstabenkunst überleben und überzeugen, muß sie über den Tellerrand des eigenen Gesichtskreises hinaus auf die Tagesordnung schauen, Überliefertes auf seine Gültigkeit hin abklopfen, am Lack der Wohlständigkeit und der guten Laune herumkratzen, bis die rostigen Lebensumstände, die Dellen, Risse und Löcher zum Vorschein kommen. Sie muß sich zu poetischen Findungen und unerhörten Wendungen aufschwingen.

Angestammte Enge schön und gut, aber keine heile Welt, kein unbehauener Zungenschlag mit humorigem Zuckerguß darüber. Die redliche Vergrößerung des Kleinweltlichen ist so wichtig wie die Weitwinkelaufnahme in der grobschlächtigen Mundart. Sein Heil sucht man dabei tunlichst im Offenen, im Fraglichen, durchaus auch im Anstößigen und Vertrackten.

Geistreiche Mundartdichtung ist ja ein schwieriges Unterfangen: das Eigene hervorkehren, reden wie einem der Schnabel gewachsen ist, in unterschiedlichste Rollen schlüpfen, nicht wieder auf fromme Lügen und die alte Leier klappernder

Reime verfallen und gleichzeitig gewissenhafte Sprach- und Formarbeit leisten, all dies muß erst unter einen – möglichst hochwertigen – Hut gebracht werden. Der Reiz liegt meist in der Fallhöhe, in Spannungen, wenn es gegen den Strich geht.

Mundart ist keineswegs bloß die Hochsprache, wenn sie in gemütvolle Pantoffeln schlüpft oder derbselig die Sau rausläßt. Zu einem gut Teil stellt das Festhalten an der Mundart für mich auch einen Gegenzug dar zur Bereinigung und Verhunzung der Hochsprache durch krawattierte Funktionsträger vor beifallheischenden Kameras: Widerpart zur Gleichmacherei der Meinungsberieselung, der Einredereien und Verblödungen. Mundartlyrik, wenn sie zu großer Form aufläuft, vermag zu zeigen, daß Dichtung nicht nur im stillen Kämmerlein der Sensibelchen, nicht nur auf dem hohen Roß der Professoren oder dem Ledersofa der Kritikerkaste, und auch nicht nur auf dem hohlen Denkmal oder im verstaubten Regal der Nachwelt ihren Platz haben muß, sondern daß sie in aller Munde sein kann, gerade weil sie ehrlich aus dem Bauch daherkommt und den Leuten so viel intensiver durch den Kopf zu gehen versteht.

Heimat ist ein schönes Wort. Beide aber haben sie Wunden geschlagen – und davongetragen: die Heimat und die Schönheit der Worte. Vielen, viel zu vielen Menschen wurde die Heimat zu eng und zu unheimlich, bitter vergällt oder blutig geraubt. Idyllen haben schon immer gelogen, das sollten wir eigentlich inzwischen kapiert haben, und die Idyllen von der Heimat lügen immer noch am schlimmsten – und am besten. Ein Blick ins Fernsehprogramm belehrt uns ja über die wahren Sehnsüchte der industrialisierten, urbanisierten und mobilisierten Menschen an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend: rustikal angetrottelte Komödien werden von euroweit verspannten Satelliten in die Edel-Massiv-Wohnzimmer der progressiv Besteuerten gestadelt, herziges Almdudeln setzt ein, Schunkeln und Schenkeln und Schmunzeln allerseits, Tuten und Blasen und Prusten bis zur frohsinnigen Hirnerweichung. Närrische Zeiten. Dies alles muß in der Dialektpoesie auch zur Sprache gebracht werden, wenn man glaubwürdig sein will, wenn Dialekttexte als Literatur auf Dauer überzeugen und überleben sollen.

Mit Mundart ist kein Staat zu machen, Gottseidank. Mit Vaterland und Flaggen, Heer und Hymnen hat sie von Haus aus nichts am Hut. Nationalistisches Gerassel und Geprotze. All dies ist und bleibt nur von oben eingeredetes Zeug. Gute Mundartliteratur nimmt ihren Ort und ihre Zeit jedoch beim Wort und schüttelt sie, bis beim letzten der Groschen fällt. Wem sein Nest am Herzen liegt, der reinigt es, indem er den Teppich hebt, seine Finger in Wunden legt, das Fehlende und das Weite sucht. Nur keine Verschönerung, keine Artigkeiten, kein falsches Blatt vor dem Mund.

II.

So ungefähr schrieb ich im Jahr 1990, noch bevor ich mit Mundarttexten zum ersten Mal an die Öffentlichkeit trat. Ich wollte mir selber klar werden, was ich in der Mundart eigentlich zu suchen hatte. Inzwischen liegen einige erstaunlich gut verkaufte Gedichtbände in fränkischer Mundart vor, daneben Literaturpreise, ungezählte Lesungen, auf den Dörfern ebenso wie im Radio; eine kleine Erfolgsgeschichte also, könnte man meinen: vom Stallgeruch zur Duftmarke, vom

Talent zum Heimatdichter, das Revier ist markiert. Dennoch liegt irgendwo der Hase im Pfeffer.

Zunächst also ein Klagelied. Das lyrikfeste, sinn- und anspielfrohe Publikum für anspruchsvollere Dialektliteratur, das gibt es ja eigentlich kaum. Zumindest nicht bei uns hier in Franken, wo es an (dialekt-)literarischer Tradition und geopolitischer Einheitlichkeit von alters her hapert. Die wahren Mundartsprecher lesen keine Gedichtbände und besuchen kaum Autorenlesungen, sie fühlen sich durch ernste, avancierte, kritische Texte eher ertappt, zuweilen sogar auf den Schlips getreten oder auf die Schippe genommen. Was will denn der Kerl mit seinem Zeug? fragen sie einander, hinten herum, versteht sich. Kommt man ihnen mit poetischen Wendungen und neugebildeten Verbindungen daher, fahren ihre schweren Köpfe schnell zurück. So reden wir doch gar net! murren sie dann. Sie wollen halt ihre sattsamen Sprüchlein und ihre gemütlichen Geschichtchen.

Stimmt es also, daß ich für die heraufgebildete oder hereingeschneite Mittelschicht schreibe? Die unerträgliche Lästigkeit des Lesens von Dialektlyrikbänden nimmt wohl nur einer auf sich, der sich auch sonst sendungsfroh und qualbereit Bildungshäppchen und Kulturbrocken zu Gemüte führt. Daß in der Entzifferung der Dialekthieroglyphen, in der allmählichen Verfertigung von Verständnis beim Buchstaben- und Silbenrätseln mit dem Mundartband vor Augen ein eigener Reiz liegt, leuchtet den wenigsten ein. Zu viele wollen eben urig-bequeme Betulichkeit, unterhaltsame Seelenwatte. Ob über Jahre ein geeignetes, textfrohes Publikum heranwächst, vermag ich nicht zu sagen, aber mich beschleichen gegründete Zweifel. Heimatdichter, nennt man solche wie mich. Aber ich will mich nicht zum Heimatpfleger herabjubeln lassen. Ein Literat sollte in erster Linie seinen Stilwillen pflegen, meine ich, seine Sprache verbessern, an seinem Wortschatz feilen, mit all seiner vielschichtigen Erfahrungsgeschichte. Soll ein Autor Bewußtsein und Brauchtum pflegen? Soll er Identität bestimmen, Sinn und Besinnlichkeit stiften? Wiederum beschleichen mich leise Zweifel.

Das ist hehres, hochtrabendes Geworte. Zu leicht artet das aus, vor allem in Brauchbeschau und Brauchtumpflege. Die pseudobäurische Trachten- und Bläser-Rustikalität der autophilen Freizeit-Erholer fordert ja ständig weitere Opfer. Allenthalben geht es nur noch um Folklore, Gastrobusiness, Kommerz, Tourismuszahlen. Also sollen auch die zünftigen Mundartverslein Herz, Zwerchfell und Bilanzen heben. Und dann kommen solche Luftikusse daher und wollen Mundartliteratur mit Niveau und Hintersinn! Sogar unsere grasgrüne, herzwarme Mundart wollen sie uns heimtückisch noch sauerköpfig vermiesen!

Ach, eigentlich müßte man den Stift weglegen angesichts der klebrigen Mythen und Verlogenheiten der Dialektliteratur. Von wegen Natürlichkeit, Ehrlichkeit, Echtheit! Es stimmt ja irgendwie, und gleichzeitig wissen wir leider: Die größten Lügner sprachen – unter anderem - auch Dialekt. Und wohin das Auge reicht in heimatlichen Gefilden – so vieles ist heute erzdumm und geldborniert! Wo anders als in der Literatur können Widersprüche denn noch ausgehalten werden ohne Vorbehalt, ohne Vorteilsdenken? Aber dann muß sie eben variabel sein, vielschichtig, verständlich. Ja, dann muß sie vor Vertrautheit strotzen und darf sich nichts gefallen lassen. Die

Verbundenheit mit einem ganz bestimmten Ort muß zu Genauigkeit und Schärfe führen.

Gleichzeitig ist mir bewußt, daß ich dieser mir so (an)vertrauten Landschaft hier in Franken, mit ihren Leuten und ihren Geschichten, eigentlich nur mit der Mundart gerecht werden kann. Mit dem Hochdeutschen verändern sich sowohl der Gegenstand meiner Beschreibung als auch Haltung und Eigenart des Sprechers. Will ich diesem Milieu zu Leibe rücken, dieser Mentalität auf den Puls fühlen, brauche ich den Dialekt. Nähe, Kennlichkeit, Mutterwitz, Kindheitsschatz? Alles das steckt schon mit drin im Dialekt. Gemeinschaft stiften, Zugehörigkeit mitteilen, kritische Nähe schaffen? Doch, doch, das kommt hinter den konkreten Texten schon leise zum Vorschein. Skeptische Heimatsuche also, Tasten nach dem, was fehlt, was stört, was schmerzt. Einspruch einlegen gegen das dummdreiste Mediengequatsche und die tönernen Erztümelei.

Man müßte uns ja längst eines Besseren belehrt haben: Vor lauter Fortschritt bleibt der Mensch auf der Strecke. Technik bringt Gefühle zum Erlöschen. Vor lauter Kommunikation haben wir uns immer weniger zu sagen. Vor lauter Information wissen wir nicht mehr, wo uns der Kopf steht, und wo wir etwas darüber nachschlagen sollen. Wo bleiben wir denn? Eingedeckt von Meldungen, Terminen, Formularen, angenetzt an den neuesten Schrei und den letzten Scheiß. Deswegen brauchen wir die Verankerung vor Ort, wertvolle Verbindungen im Kleinen, Respekt für gewachsene Möglichkeiten. Im Naheliegenden blüht uns ja auch viel Schönes. Die dingfeste, klangfrohe, leutselige Mundart zum Beispiel.

Dennoch darf eines nicht verschwiegen werden. Es ist wie beim menschlichen Hirn: das Potential der Mundartliteratur wird nur zu einem geringen Prozentsatz ausgeschöpft. Das meiste bleibt maulschnelles Abhören, pointenschielende Sprüchsetzerei, formfaule Kurzstreckenepigrammatik, Nostalgie nach Schema F. Literatur light. Spruchreich getarnte Schmalbrüstigkeit. Dialekt zum Abwinken. Damit wird das Vorurteil Dialekttexten gegenüber immer wieder neu bestätigt: sie kommen als Poesie daher, sind aber bloß platte Sprüche und aufgeschnappte Brocken, also in Verse gebrochene Alltagsrede, meist um jäher Auflacher willen. Das Bild vom derb-trottelligen Mundartssprecher wird damit beständig weitergetragen. So wird die Mundart nicht ernst genommen, so wird mit ihr nichts Neues und Eigenes geschaffen, so fügt man ihr – ausgerechnet in und mit der Mundart – bleibenden Schaden zu.

Wie also schreiben? Wie neue Felder beackern? Experimentieren und Ideologisieren haben sich selbst erledigt. Das formgläubige Rumhantieren der Konkreten Poesie ist vor dreißig Jahren schon ins Leere gelaufen. Die Sprüche der Poplyrik sind längst verpuffte Legenden, die in den billigen Späßchen der Quotenrenner albernste Urstände feiern. Die gute alte politische Ideologie wurde von der Geschichte, den Einschaltquoten und dem Eigennutz der Arrivierten als leichtgläubige, längst ausgeweidete Erbtante enttarnt. Ein paar unverbesserliche Kleinkünstler und Liedermacher dümpeln noch gesinnungsbitter über Brettern und Blättern und wenden sich gegen irgendwas Ewiggestriges, das uns freilich eines Tages auch wieder als das Ewigmorgige erscheinen könnte.

Welche Art von Mundartlyrik schwebt mir also vor fürs nächste Millennium?

Kurz gesagt: Dialektpoesie mit Würde und literarischem Anspruch. Texte, die von weit herkommen und hoch hinaus wollen. Texte, die sich selbst befragen und ironisch belächeln. Texte mit geschichtlichem Atem und sprachlichem Schwung, lautlich authentisch, aber klanglich aufgeladen und rhythmisch geballt. Texte, die für sich stehen können und das Niveau der englischen oder amerikanischen Lyrik erreichen. Hochdeutsche Lyrik erscheint mir oft intellektuell verkrampft, theorievoll aufgeblasen und begrifflich hochrot geschwollen. Ich weiß, natürlich gibt es auch andere, wie Guntram Vesper und Rainer Malkowski, Wulf Kirsten und Heinz Czechowski. Deren orts- und wortbewußtes Können auch in der Mundart zu erreichen, müßte erklärtes Ziel unseres aufbruchstarken Schreibens als Dialektautoren sein.

Also kein dudenhaft zurechtgesteiftes Hoch- und Heiligdeutsch, nicht die abgelebte Wichtigkeitsrhetorik der Tagesschau, nicht der phrasenstarre Klischeekitsch der Seifenserien oder die Quoten- und Zotensprüche der Privaten und Aufreißer. Sondern lebenspralle Mundart, voller Lautlust und Klangfreche, von entwaffnender Hiebfestigkeit – das klingt mir in den Ohren. Zukunftsmusik mit Tiefenschärfe und Stimmenvielfalt, mit archaischer und jargontriefender Sprachgebung, geistreiche, literaturfähige Wortkunst eben. Literatur, die zeigt, was eine Schaufel ist und wo der Besen steht.

III.

Was willst du denn immer mit deinem Dialekt, sagen manche. Der Dialekt ist doch für uns heute gestorben. Tot. Zumindest in absehbarer Zeit. Schreib halt endlich was Hochdeutsches! Der Dialekt, sage ich dann, ist so tot wie alles Künftige, so lebendig wie alles Vergangene, wie Handwerk oder Landbau oder Menschenschicksale. Der Dialekt ist so tot wie wir. So lebendig wie wir alle. Nur Literatur muß er halt sein, wenn wir mit ihm als Sprache schreiben. Sonst kann man ihn getrost vergessen. Dann krähen nur falsche Fuchziger nach ihm.

Redetext für das Symposium über Dialektliteratur im Mundartarchiv Dormagen-Zons, 1996